

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 46

Artikel: Kinderseele [Fortsetzung]
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 46 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 18. November 1922

Vorwinter.

Von Alfred Huggenberger.

Im Frühling ist gut lustig sein, Doch wenn der Nebel, grau und schwer, Nur wen das Leben reif gemacht,
Wenn grün erstanden Tal und Höhn! Ein Alp auf allem Leben liegt, Wer seine herben Früchte brach,
Die Hoffnung guckt durchs Fensterlein Scheint oft der Zukunft Garten leer, Der ist nicht gram der Winternacht,
Und tut vertraut und schmeichelt schön. Des Glaubens Wunderquell versiegt. Weil ihm der Lenz zu viel versprach.

Kinderseele.

Von Hermann Hesse.

2

Noch wußte ich nichts, noch war alles bloß Ahnung, Vorgefühl, nagendes Unbehagen. In solchen Tagen war es oft das Beste, wenn man krank wurde, sich erbrach und ins Bett legte. Dann ging es manchmal ohne Schaden vorüber, die Mutter oder Schwester kam, man bekam Tee und spürte sich von liebender Sorge umgeben, und man konnte weinen oder schlafen, um nachher gesund und froh in einer völlig verwandelten, erlösten und hellen Welt zu erwachen.

Meine Mutter war nicht im Wohnzimmer, und in der Küche war nur die Magd. Ich beschloß, zum Vater hinauf zu gehen, zu dessen Studierzimmer eine schmale Treppe hinauf führte. Wenn ich auch Furcht vor ihm hatte, zuweilen war es doch gut, sich an ihn zu wenden, dem man so viel abzubitten hatte. Bei der Mutter war es einfacher und leichter, Trost zu finden; beim Vater aber war der Trost wertvoller, er bedeutete einen Frieden mit dem richtenden Gewissen, eine Veröhnung und ein neues Bündnis mit den guten Mächten. Nach schlimmen Auftritten, Untersuchungen, Geständnissen und Strafen war ich oft aus des Vaters Zimmer gut und rein hervorgegangen, bestraft und ermahnt zwar, aber voll neuer Vorsätze, durch die Bundesgenossenschaft des Mächtigen gestärkt gegen das feindliche Böse. Ich beschloß, den Vater aufzusuchen und ihm zu sagen, daß mir übel sei.

Und so stieg ich die kleine Treppe hinauf, die zum Studierzimmer führte. Diese kleine Treppe mit ihrem eigenen Tapetengeruch und dem trockenen Klang der hohlen, leichten Holzstufen war noch unendlich viel mehr als die Hausflur ein bedeutsamer Weg und ein Schicksalstor; über diese Stufen hatten viele wichtige Gänge mich geführt, Angst und Gewissensqual hatte ich hundertmal dort hinauf-

geschleppt, Trost und wilden Zorn, und nicht selten hatte ich Erlösung und neue Sicherheit zurückgebracht. Unten in unserer Wohnung waren Mutter und Kind zu Hause, dort wehte harmlose Luft; hier oben wohnte Macht und Geist, hier war Gericht und Tempel und das „Reich des Vaters“.

Etwas beklommen wie immer drückte ich die altmodische Klinke nieder und öffnete die Türe halb. Der väterliche Studierzimmergeruch floß mir wohlbekannt entgegen: Bücher- und Tintengeruch verdünnt durch blaue Luft aus halb-offenen Fenstern, weiße, reine Vorhänge, ein verlorener Faden von Kölnisch-Wasser-Duft, und auf dem Schreibtisch ein Apfel. — Aber die Stube war leer.

Mit einer Empfindung halb von Enttäuschung und halb von Aufatmen trat ich ein. Ich dämpfte meinen Schritt und trat nur mit den Zehen auf, so wie wir hier oben manchmal gehen mußten, wenn der Vater schlief oder Kopfweg hatte. Und kaum war dies leise Gehen mir bewußt geworden, so bekam ich Herzklopfen und spürte verstärkt den angstvollen Druck im Unterleib und in der Kehle wieder. Ich ging schleichend und angstvoll weiter, einen Schritt und wieder einen Schritt, und schon war ich nicht mehr ein harmloser Besucher und Bittsteller, sondern ein Eindringling. Mehrmals schon hatte ich heimlich in des Vaters Abwesenheit mich in seine beiden Zimmer geschlichen, hatte sein geheimes Reich belauscht und erforscht und hatte zweimal auch etwas daraus entwendet.

Die Erinnerung daran war alsbald da und erfüllte mich, und ich wußte sofort: jetzt war das Unglück da, jetzt passierte etwas, jetzt tat ich Verbotenes und Böses. Kein Gedanke an Flucht! Vielmehr, ich dachte wohl daran, dachte sehnsüchtig und inbrünstig daran, davonzulaufen, die Treppe

hinab und in mein Stübchen oder in den Garten, — aber ich wußte, ich werde das doch nicht tun, nicht tun können. Innig wünschte ich, mein Vater möchte sich im Nebenzimmer rühren und hereintreten und den ganzen grauensvollen Bann durchbrechen, der mich dämonisch zog und fesselte. O käme er doch! Käme er doch, scheltend meinethwegen, aber käme er nur, eh es zu spät ist!

Ich hustete, um meine Anwesenheit zu melden, und als keine Antwort kam, rief ich leise: „Papa!“ Es blieb alles still, an den Wänden schwiegen die vielen Bücher, ein Fensterflügel bewegte sich im Winde und warf einen hastigen Sonnenspiegel über den Boden. Niemand erlöste mich, und in mir selber war keine Freiheit, anders zu tun, als der Dämon wollte. Verbrechergefühl zog mir den Magen zusammen und machte mir die Fingerspitzen kalt, mein Herz flatterte angstvoll. Noch wußte ich keineswegs, was ich tun würde. Ich wußte nur, es würde etwas Schlechtes sein.

Nun war ich beim Schreibtisch, nahm ein Buch in die Hand und las einen englischen Titel, den ich nicht verstand. Englisch haßte ich — das sprach der Vater stets mit der Mutter, wenn wir es nicht verstehen sollten und auch wenn sie Streit hatten. In einer Schale lagen allerlei kleine Sachen, Zahnstöcker, Stahlfedern, Stednadeln. Ich nahm zwei von den Stahlfedern und steckte sie in die Tasche, Gott weiß wozu, ich brauchte sie nicht und hatte keinen Mangel an Federn. Ich tat es nur, um dem Zwang zu folgen, der mich fast erstickt hätte, dem Zwang, Böses zu tun, mir selbst zu schaden, mich mit Schuld zu beladen. Ich blätterte in meines Vaters Papieren, sah einen angefangenen Brief liegen. Ich las die Worte „es geht uns und den Kindern, Gott sei Dank, recht gut,“ und die lateinischen Buchstaben seiner Handschrift sahen mich an wie Augen.

Dann ging ich leise und schleichend in das Schlafzimmer hinüber. Da stand Vaters eisernes Feldbett, seine braunen Hausschuhe darunter, ein Taschentuch lag auf dem Nachttisch. Ich atmete die väterliche Luft in dem kühlen, hellen Zimmer ein, und das Bild des Vaters stieg deutlich vor mir auf, Ehrfurcht und Auflehnung stritten in meinem beladenen Herzen. Für Augenblicke haßte ich ihn und erinnerte mich seiner mit Bosheit und Schadenfreude, wie er zuweilen an Kopfwehtagen still und flach in seinem niederen Feldbett lag, sehr lang und gestreckt, ein nasses Tuch über der Stirn, manchmal seufzend. Ich ahnte wohl, daß auch er, der Gewaltige, kein leichtes Leben habe, daß auch ihm, dem Ehrwürdigen, Zweifel an sich selbst und Bangigkeit nicht unbekannt waren. Schon war mein seltsamer Haß verflogen, Mitleid und Rührung folgten ihm. Aber inzwischen hatte ich eine Schieblade der Kommode herausgezogen. Da lag Wäsche geschichtet und eine Flasche kölnisches Wasser, das er liebte; ich wollte daran riechen, aber die Flasche war noch ungeöffnet und fest verköpselt, ich legte sie wieder zurück. Daneben fand ich eine kleine runde Dose mit Mundpastillen, die nach Lakritz schmeckten, von denen steckte ich einige in den Mund. Eine gewisse Enttäuschung und Ernüchterung kam über mich, und zugleich war ich doch froh, nicht mehr gefunden und genommen zu haben.

Schon im Ablassen und Verzichten zog ich noch spielend an einer anderen Lade, mit etwas erleichtertem Gefühl und

mit dem Vorsatz, nachher die zwei gestohlenen Stahlfedern drüben wieder an ihren Ort zu legen. Vielleicht war Rückkehr und Reue möglich, Wiedergutmachen und Erlösung. Vielleicht war Gottes Hand über mir stärker als alle Versuchung...

Da sah ich mit schnellem Blick noch eilig in den Spalt der kaum aufgezogenen Lade. Ach, wären Strümpfe oder Hemden oder alte Zeitungen darin gewesen! Aber da war nun die Versuchung, und sekunden schnell kehrte der kaum gelockerte Krampf und Angstbann wieder, meine Hände zitterten, und mein Herz schlug rasend. Ich sah in einer aus Bast geflochtenen, indischen oder sonst exotischen Schale etwas liegen, etwas Ueberraschendes, Verlockendes, einen ganzen Kranz von weiß bezuckerten, getrockneten Feigen!

Ich nahm ihn in die Hand, er war wundervoll schwer. Dann zog ich zwei, drei Feigen heraus, steckte eine in den Mund, einige in die Tasche. Nun war alle Angst und alles Abenteuer doch nicht umsonst gewesen. Keine Erlösung, keinen Trost konnte ich mehr von hier fortnehmen, so wollte ich wenigstens nicht leer ausgehen. Ich zog noch drei, vier Feigen von dem Ring, der davon kaum leichter wurde, und noch einige, und als meine Taschen gefüllt und von dem Kranz wohl mehr als die Hälfte verschwunden war, ordnete ich die übriggebliebenen Feigen auf dem etwas flebrigen Ring lockerer an, so daß weniger zu fehlen schien. Dann stieß ich, in plötzlichem hellen Schrecken, die Lade heftig zu und rannte davon, durch beide Zimmer, die kleine Stiege hinab und in mein Stübchen, wo ich stehen blieb und mich auf meinen kleinen Stehpult stützte, in den Knien wankend und nach Atem ringend.

Bald darauf tönte unsre Tischglocke. Mit leerem Kopf und ganz von Ernüchterung und Ekel erfüllt, stopfte ich die Feigen in mein Bücherbrett, verbarg sie hinter Büchern und ging zu Tische. Vor der Eßzimmertür merkte ich, daß meine Hände klebten. Ich wusch sie in der Küche. Im Eßzimmer fand ich alle schon am Tische warten. Ich sagte schnell Gutentag, der Vater sprach das Tischgebet, und ich beugte mich über meine Suppe. Ich hatte keinen Hunger, jeder Schluck machte mir Mühe. Und neben mir saßen meine Schwestern, die Eltern gegenüber, alle hell und munter und in Ehren, nur ich Verbrecher elend dazwischen, allein und unwürdig, mich fürchtend vor jedem freundlichen Blick, den Geschmack der Feige noch im Munde. Hatte ich oben die Schlafzimmertür auch zugemacht? Und die Schublade?

Nun war das Elend da. Ich hätte mir die Hand abhauen lassen, wenn dafür meine Feigen wieder oben in der Kommode gelegen hätten. Ich beschloß, sie fortzuwerfen, sie mit in die Schule zu nehmen und zu verschenken. Nur daß sie wegfämen, daß ich sie nie wieder sehen müßte!

„Du siehst heut' schlecht aus,“ sagte mein Vater über den Tisch weg. Ich sah auf meinen Teller und fühlte seine Blicke auf meinem Gesicht. Nun würde er es merken. Er merkte ja alles, immer. Warum quälte er mich vorher noch? Mochte er mich lieber gleich abführen und meinethwegen totschlagen.

„Fehlt dir etwas?“ hörte ich seine Stimme wieder. Ich log, ich sagte, ich habe Kopfweh.

„Du mußt dich nach Tisch ein wenig hinlegen,“ sagte er. „Wieviel Stunden habt ihr heut nachmittag?“



Marc Louis Benjamin Vautier 1829—1898: Die Versteigerung. Im Besitz der Gottfried Keller-Stiftung, deponiert im Musée Arland, Lausanne.

„Bloß Turnen.“

„Run, turnen wird dir nicht schaden. Aber ich auch, zwing dich ein bißchen! Es wird schon vergehen.“

Ich schielte hinüber. Die Mutter sagte nichts, aber ich wußte, daß sie mich anschauete. Ich aß meine Suppe hinunter, kämpfte mit Fleisch und Gemüse, schenkte mir zweimal Wasser ein. Es geschah nichts weiter. Man ließ mich in Ruhe. Als zum Schluß mein Vater das Dankgebet sprach: „Herr wir danken dir, denn du bist freundlich, und deine Güte währet ewiglich,“ da trennte wieder ein ätzender Schnitt mich von den hellen, heiligen, vertrauensvollen Worten und von allen, die am Tische saßen; mein Händefalten war Lüge, und meine andächtige Haltung war Lasterung.

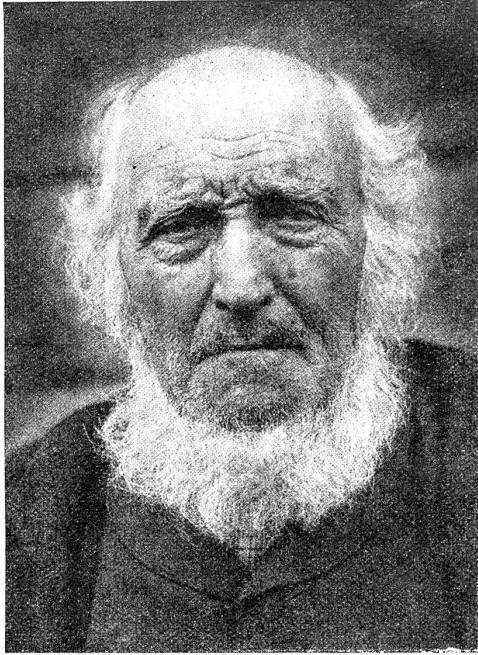
Als ich aufstand, strich mir die Mutter übers Haar und ließ ihre Hand einen Augenblick auf meiner Stirn liegen, ob sie heiß sei. Wie bitter war das alles!

In meinem Stübchen stand ich dann vor dem Bücherbrett. Der Morgen hatte nicht gelogen, alle Anzeichen hatten recht gehabt. Es war ein Unglücktag geworden, der schlimmste, den ich je erlebt hatte. Schlimmeres konnte kein Mensch ertragen. Wenn noch Schlimmeres über einen kam, dann mußte man sich das Leben nehmen. Man müßte Gift haben, das war das Beste, oder sich hängen. Es war über-

haupt besser, tot zu sein, als zu leben. Es war ja alles so falsch und häßlich. Ich stand und sann und griff zerstreut nach den verborgenen Feigen und aß davon, eine und mehrere, ohne es recht zu wissen.

Unsre Sparkasse fiel mir in die Augen, sie stand im Bord unter den Büchern. Es war eine Zigarrenkiste, die ich fest zugenaagelt hatte; in den Dedel hatte ich mit dem Taschenmesser einen ungefügten Schliß für die Geldstücke geschnitten. Er war schlecht und roh gemacht, der Schliß, Holzsplitter standen heraus. Auch das konnte ich nicht richtig. Ich hatte Kameraden, die konnten so etwas mühsam und geduldig und tabellos machen, daß es aussah, wie vom Schreiner gehobelt. Ich aber pfuschte immer nur, hatte es eilig und machte nichts sauber fertig. So war es mit meinen Holzarbeiten, so mit meiner Handschrift und meinen Zeichnungen, so war es mit meiner Schmetterlingsammlung und mit allem. Es war nichts mit mir. Und nun stand ich da und hatte wieder gestohlen, schlimmer als je. Auch die Stahlfedern hatte ich noch in der Tasche. Wozu? Warum hatte ich sie genommen — nehmen müssen? Warum mußte man, was man gar nicht wollte?

In der Zigarrenkiste klapperte ein einziges Geldstück, der Zehner von Oskar Weber. Seit her war nichts dazu



Adolf Dietrich, Bauer in Gals.
Aus Friedlis „Bärndütsch, Twann-Seeland“ 2. Teil.

gekommen. Auch diese Sparkassengeschichte war so eine meiner Unternehmungen! Alles taugte nichts, alles mißriet und blieb im Anfang stecken, was ich begann! Mochte der Teufel diese unsinnige Sparkasse holen! Ich mochte nichts mehr von ihr wissen. (Fortsetzung folgt.)

Neue Schweizerbücher.*)

... Du klagst über die schlechte Ware, die die deutschen Buchhändler dir liefern: graues Papier, miserable Einbände, pessimistisch und nachkriegszeitlich in- und auswendig — gerade geeignet, um sie seinem heimlichen Widersacher zu schenken. Nun, mein Freund, du hast jetzt deine Erfahrung gemacht. So sieh dich einmal bei den schweizerischen Verlegern um. Hier findest du ganz sicher die passenden Geschenkbücher für den Weihnachtstisch deiner Lieben: gesundes Schweizergewächs, dazu gutes Papier und schöne solide Einbände; freilich auch solide Preise, was aber wieder dem Geschenkbuch zugute kommt: es wird dir dann auch gebührend geschätzt. Uebrigens, die hohen Bücherpreise sind zu begreifen, sie werden ungefähr dem heutigen Preisstand entsprechen; wer die Schweizerbücher, d. h. die in der Schweiz gedruckten und gebundenen Bücher billiger haben will, will auch, daß die Arbeiter des Buchgewerbes schlechter bezahlt werden, und das ist entschieden nicht sozial gedacht; denn zu hoch sind ihre Löhne auf keinen Fall.

Du erlaubst, daß ich dir einige gute Schweizerbücher nenne, die äußerlich und innerlich dein Vertrauen verdienen.

Da hat der bestbekannte Berner Verlag A. Francke A.-G. ihrer gleich eine ganze Reihe auf die Weihnachtszeit herausgegeben. Wenn du eine Standesperson oder einen Erbkönig zu beschenken hast, oder auch einen lieben Bruder, der Sinn hat für ein Heimatwerk, dann kaufe dir den neuesten „Bärndütsch“-Band „Twann“. Ueber Dr. Friedlis großangelegtem Sammelwerk, das nun mit dem Band

* Hier besprochen sind:

„Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums“ von Emanuel Friedli, fünfter Band, „Twann“-Seeland, 2. Teil. Bern, Verlag von A. Francke A.-G., 1922. Gebunden Fr. 25. —

Emil Balmer, „Friesli“, Jugeterinnerungen und Gantrisch-Geschichtl. Verlag von A. Francke A.-G., Bern. 223 Seiten 8°, gebunden Fr. 7. 25.

„Twann“ bis zu seinem 5. Bande gediehen ist, brauche ich dir hier nicht ausführlich zu referieren. Durch die Anstrengungen der Bärndütsch-Gesellschaft ist das Publikum genügend über Ziel und Zweck des literarischen Unternehmens aufgeklärt. Es will nicht bloß bernisches Volkstum im Spiegel des Bärndütsch darstellen, d. h. vor seinem Verschwinden noch schnell ins papierene Museum retten, sondern so viel wie möglich stärken und widerstandsfähig machen gegen alle die nivellierenden Einflüsse der Gegenwartskultur, die wie ein entfesselter Strom über unsere Grenzen hereinfluten. Diese Bestrebungen verdienen die Unterstützung aller Heimatfreunde. Das Werk selbst ist durch das famose Ergebnis des „Bärndütsch“-Festes vom letzten Sommer finanziell gesichert; dies zum Troste der Bücherfreunde, die es bedauern würden, wenn diese prächtige Heimatkunde nicht vollendet werden könnte; es fehlen jetzt noch die Bände „Arwangen“ und „Saanen“ und der abschließende Registerband. Mit Genugtuung denke ich an die Freude, mit der der greise Verfasser den neuen Band — ein neues Pfand für das Gelingen seines Lebenswerkes — empfangen haben wird.

Nun zu „Twann“ selbst. Da fällt uns zunächst angenehm auf, daß der neue Band, was die Ausstattung anlangt, durchaus auf der Höhe der früheren vorkriegszeitlichen Bände geblieben ist. Sie ist hervorragend in allen Teilen: Druck, Illustrierung, Einband. Die Offizin Büchler & Cie. hat tadellose Druckarbeit geleistet. Für die 174 Illustrationen und die 11 Einschaltbilder des Buches haben R. Mürger, W. Gorgé, Dr. E. Geiger, A. Jäger-Engel, Bildhauer R. Hännly und Architekt Hännly Originale (einige stammen von Meister Anker) und Dr. E. Hegg, Dr. Ed. Blank und A. Stumpf die photographischen Aufnahmen geliefert. „Twann“ ist bekanntlich der zweite „Seeland“-Band und soll den Band „Ins“ ergänzen. Er behandelt in einem ersten Kapitel den Bielersee, so weit sich die Volkssprache mit seinem Spiegel seinem Eiland (Petersinsel) und seiner Schifffahrt beschäftigt. Dann füllen die Seebewohner — die Fische — und die Seeanwohner („Seebuhen), der Weinberg, der Weinstock, der Weinbau, der Weinbergshut, die Weinernte, die Weinbehandlung und Weinhandlung und das Trinken weitere Kapitel. „Aus der Feld- und Hauswirtschaft“, „Vertehr“, „Aus dem kirchlichen Leben“, „Der Berner Kirche Sozialismus“, so überschreiben sich die Schlußkapitel. Wie du siehst, kommen in „Twann“ zwei etwas ungleiche Lebensgebiete besonders ausgiebig zur Geltung: Der Wein und die menschlichen Beziehungen zu ihm und die Kirche. Es ist eben ein Prinzip des Bärndütsch-Werkes, daß es in jedem Bande ein oder mehrere Kulturgebiete ausführlich behandelt. Das Schlußkapitel z. B. ist auf den Band „Arwangen“ verschoben; es hätte natürlich auch in einem andern Bande zur Behandlung kommen können seinem Inhalte nach.

Auf Einzelheiten des Inhaltes einzugehen, wirst du mir schenken. Ich empfehle dir, falls du Dr. Friedlis Methode, das Bärndütsch als Spiegel oder besser: Lupe zur Erforschung bernischen Volkstums zu verwenden, nicht schon aus früheren Bänden kennst, die Textprobe hinten im Blatte zu lesen. Eine Romanlektüre ist auch „Twann“ nicht, eher ein Buch, das man zu Studienzwecken nachschlägt, aber auch eines, das man gerne in die Dnecke oder auf das Sonntagsbänkli mitnimmt; auf alle Fälle bleibt es ein guter Freund, auch wenn man es weggestellt hat — auf sein Ehrenplätzchen im Bücherschrank.

Nun aber schnell weiter zu Büchern, die unterhaltlicher Art sind und die man dem Breneli und Züsli und Ueli und Köbi unter den Tannenbaum legt, ich meine den Leuten von 16 bis 70 Jahren, die gerne „Geschichten“ lesen, lustige und ernste, frohmütige und schwerblütige. Es trifft sich diesmal merkwürdig gut, daß der Verlag Francke deren von jeder Sorte zur Verfügung hat auf die diesjährige Festzeit.